

Sozialisationstheorie

Hermann Veith

Die moderne Sozialisationstheorie reflektiert in systematischer Form das intuitive Wissen vergesellschafteter Subjekte, daß die Entwicklungsmöglichkeiten, die sie in ihren eigenen Tätigkeiten realisieren, zwar sozio-kulturell präformiert, aber zugleich biographisch offen sind. Anders als in der feudalen Ständegesellschaft vollzieht sich der Sozialisationsprozeß im zeitgenössischen Kontext industriegesellschaftlicher Marktwirtschaften nicht mehr als herkunftsabhängige Eingewöhnung in die statusbegrenzten Lebensroutinen traditionsbasierter Gemeinschaften, sondern als aktive Auseinandersetzung von zur Selbstinitiative gedrängten Individuen, deren Subjektivität sich im organisatorischen und institutionellen Kontext handlungskonstituierter und eigen-dynamischer Sozialsysteme in Form reversibler, autonomer und selbstreflexiver Handlungsfähigkeiten konkretisiert. Indem sie die Ontogenese als einen gesellschaftlich situierten, handlungsabhängigen Entwicklungsprozeß konzipiert, stellt die Sozialisationstheorie einen systematischen Zusammenhang zwischen den Formen der Persönlichkeitsbildung, den Modalitäten der sozialen Handlungskoordination und den Reproduktionsmechanismen sozialer Systeme her.

Im Schnittbereich zwischen den einzelnen human- und sozialwissenschaftlichen Disziplinen angesiedelt, fehlt der Sozialisationstheorie jedoch ein integratives Konzept. An Stelle einer Theorie der Sozialisation gibt es verschiedene *Sozialisationstheorien*, deren kleinster gemeinsamer Nenner darin besteht, daß sie die entwicklungsrelevanten Kausalbeziehungen zwischen Mensch und Umwelt zum Gegenstand haben. Idealtypisch lassen sich in Anlehnung an Helmut Fend (2000) und Klaus Hurrelmann (2001) je nach der Gewichtung der Funktionsbedeutung der externen Bedingungen und des subjektiven Aktivitätsstatus vier Grundmuster unterscheiden. *Interaktionistische* Sozialisationstheorien konzipieren den »Prozeß der Entstehung und Entwicklung der Persönlichkeit in wechselseitiger Abhängigkeit von der gesellschaftlich vermittelten sozialen und materiellen Umwelt« (Geulen; Hurrelmann 1980, 51). Der Einzelne erscheint dabei als ein aktiv handelndes Subjekt, das sich in seiner in eigenständige gesellschaftliche Systembezüge eingelassenen Handlungspraxis auf der Grundlage der Interaktion endogener Wachstums- und Reifungsprozesse sozial konstruierter ökologischer Kontextbedingungen und seiner »Eigengestaltungskraft« (Fend 2000, 208) als Person biographisch entwickelt. *Systemisch* angelegte Sozialisationsmodelle hingegen konzipieren die Ontogenese als selbstreferenzielle Strukturdifferenzierung, wobei Umwelteinflüsse in bezug auf das Persönlichkeitssystem lediglich als Störfaktoren begriffen werden, die durch die systeminternen Regulationen, die sie anstoßen, kompensiert und im Falle der Entwicklung durch komplexere Strukturbildungen störungssicherer reäquilibriert werden. Während die interaktionistischen und systemischen Kausalkonzepte in der gegenwärtigen Sozialisationsdiskussion eine gewichtige Rolle spielen, gehen die *organismisch-endogenetischen* und *mechanistisch-umweltdeterministischen* Modelle auf die traditionsreicheren nativistischen Entfaltungs- und empiristischen Prägungstheorien zurück.

Da vor allem die grundlegenden sozialisationstheoretisch relevanten Konzeptionen nicht explizit als Sozialisationstheorien ausgearbeitet, sondern erst sehr viel später aus anderen Erklärungssystemen herausgelöst wurden, läßt sich die Theorieentwicklung in diesem Bereich nicht als fortschreitender Lernprozeß weder im Sinne ei

ner sukzessiven Wissensakkumulation noch einer konzeptuellen Restrukturierung darstellen. Tatsächlich verbindet die Sozialisationstheorie nahezu alle wichtigen sozialwissenschaftlichen Theorietraditionen. Je nach dem gewählten Kriterium – ob Kausalitätsmodell, disziplinäre Zuordnung, Entstehungszeit oder sozio-kultureller Kontext – gibt es verschiedene Möglichkeiten, den theoretischen Diskussionsstand darzustellen (siehe hierzu: Walter 1973, Geulen 1980; 1991, Tillmann 1989, Schneewind 1994, Veith 1996, Baumgart 1997, Zimmermann 2000, Faulstich-Wieland 2000, Hurrelmann 2001).

Ausgehend von der These, daß die Sozialisationstheorie als moderne Antwort auf die klassische Frage nach dem Menschen begriffen werden kann, sollen im folgenden die einzelnen Erklärungsansätze in Anlehnung an Karl Mannheims (1922) Diktum, daß auch Sozialisationstheoretiker sozialisierte Subjekte sind, als *wissenschaftliche Selbstbeschreibungen vergesellschafteter Individuen* rekonstruieren (Veith 2001). Die Sozialisationstheorie ist damit selbst in den gesellschaftlichen Modernisierungsprozeß eingebunden, den sie vor dem Hintergrund anhaltender Umstrukturierungen im Verhältnis Individuum und Gesellschaft unter der Perspektive der biographischen Problematik des Erwerbs *autonomer Handlungsfähigkeit* in immer komplexer werdenden lebensweltlichen und sozialen Systemkontexten analysiert (Veith 1995). Von ihren Anfängen im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts bis zur Gegenwart lassen sich fünf Etappen unterscheiden, in denen sich der allgemeine Wandel des sozialisationstheoretischen Problemverständnisses in seinen zeittypischen Konzeptualisierungen widerspiegelt.

1. Die klassischen Ausgangspunkte der modernen Sozialisationstheorie – Gesellschaftliche Abhängigkeit und sozialer Zwang

Obwohl sich der Gegenstand der Sozialisationstheorie – der sich in seiner lebensweltlich situierten Auseinandersetzung mit der geschichtlichen und materiellen Umwelt biographisch entwickelnde Mensch – durchaus auf einen anthropologischen Sachverhalt bezieht, ist die mit der Vergesellschaftungsproblematik angesprochene Sichtweise eng mit der Modernisierung der alteuropäischen Gesellschaftsordnung verknüpft. Erst mit der beginnenden Neuzeit zerbrachen die äußeren Formen, in die das individuelle Leben im Zeitalter des Agrarfeudalismus gefaßt war. Vor allem das Bürgertum erhob das Prinzip des selbsttätigen Handelns zur Maxime einer neuen, um Markt und Verfassungsstaat zentrierten sozialen und kulturellen Ordnung, die nun nicht mehr als gottgegebene Schöpfung, sondern als Vertragswerk begriffen wurde. Mit der unter Reformationsdruck geratenen Papstkirche schlingerten die Fürstenhäuser, so daß Zeitgenossen wie Thomas Hobbes auch angesichts der fortschreitenden unternehmerischen Erfolge der Kaufmannschaft besorgt fragten, wie *soziale Ordnung* möglich sei, wenn jeder nur noch an sich selbst denken würde. Aus solchen Fragen entwickelte sich nicht nur die moderne Staatsrechts- und Gesellschaftstheorie, sondern auch ihr sozial- und individualpsychologisches Gegenstück, die moderne Sozialisationstheorie, die in der Auseinandersetzung mit dem Problem der psychischen Folgen gesellschaftlichen Zwangs von Hobbes über Karl Marx vor allem bei Emile Durkheim, Georg Simmel und Sigmund Freud erste konzeptionelle Konturen erhielt.

1.1 Soziale Ordnung und individuelles Handeln – Hobbes und Marx

Die ordnungstheoretischen Überlegungen des vor allem als Mitbegründer der modernen Staatstheorie bekannt gewordenen englischen Philosophen Thomas Hobbes (1651)

sind auch für das Problemverständnis der modernen Sozialisationstheorie richtungweisend. Dieser hatte in Reaktion auf die konfessionellen und machtpolitischen Auseinandersetzungen, die in der Mitte des 17. Jahrhunderts mit der kurzzeitigen Abschaffung der Inselmonarchie ihren Höhepunkt erreichten, mit Blick auf den entstehenden frühbürgerlichen Konkurrenzkapitalismus die Frage aufgeworfen, unter welchen äußeren Bedingungen die von egoistischen Strebungen getriebenen Menschen überhaupt friedlich zusammenleben können. Im *regellosen Naturzustand* – so seine Argumentation – ist jedermann versucht und gewillt, seine eigenen Interessen gegen die Ansprüche Anderer durchzusetzen. Der Nebenmensch erscheint deshalb als gefährlicher Rivale. In einer solchen, durch die Allgegenwart der Vernichtungsdrohung bestimmten Situation erschien es Hobbes nur vernünftig, wenn die um ihr Leben fürchtenden Einzelnen beschließen, auf die Wahrnehmung ihrer natürlichen Rechte zu verzichten. Im einem gemeinsamen Herrschaftsvertrag würde sichergestellt, daß der Staat, in Stellvertretung aller, die Selbsterhaltungsinteressen jedes Bürgers schützen könnte. Erst durch diese *Übereinkunft* würde die Gesellschaft als Ordnungszusammenhang real. Der Souverän repräsentiert die Regeln, an denen sich die Individuen in ihrem kooperativen Handeln verbindlich orientieren können. Als Preis für den sozialen Frieden müßten die Einzelnen sich jedoch der Gemeinschaft *unterordnen* und ihre egoistischen Triebstrebungen mit Hilfe ihrer Vernunft *kontrollieren*.

Die nach Hobbes vielfach diskutierte Idee, daß handlungskonstituierte Gesellschaften nicht nur nach der Logik der Selbsterhaltung funktionieren dürfen, sondern auch die allgemeinen Prinzipien der Vernunft repräsentieren müssen, führte dazu, daß die Subjekte nunmehr selbst als Produzenten der sozialen Ordnung begriffen wurden. Nachdem jedoch die Französische Revolution an den Grenzen ihrer eigenen Gestaltungskraft in Terror umschlug und die kapitalistische Industriegesellschaft im Konjunkturzyklus ihre Eigendynamik zu erkennen gab, war es vor allem Karl Marx (1849), der in der Mitte des 19. Jahrhunderts, in der Tradition von Rousseau und Hegel stehend, auf die *gesellschaftliche Abhängigkeit* des Handelns und die *Entfremdungsproblematik* hinwies. Wenn sich die von Natur aus gleichen Menschen unter kapitalistischen Bedingungen nur noch als Zerrbilder ihrer selbst entwickeln können und ihre Biographie ihr soziales Lebensschicksal widerspiegelt, dann sei dies ein eindeutiger Beweis dafür, daß die Persönlichkeit, über die subjektive Tätigkeit vermittelt, nichts wesenhaftes an sich, sondern das Produkt gesellschaftlicher Verhältnisse ist (Marx 1845).

1.2 Gesellschaftlicher Zwang und verinnerlichte Moral – Emile Durkheim

Auch in den Arbeiten des französischen Soziologen Emile Durkheim kehren sowohl das Hobbessche Modell der doppelten normativen und subjektiven Triebkontrolle als auch das Marxsche Theorem der gesellschaftlichen Eigendynamik wieder – allerdings in einer für das sozialisationstheoretische Verständnis des Menschen grundlegend erweiterten Form. Nach Durkheims Auffassung sind Gesellschaften organisatorisch und symbolisch integrierte Sozialsysteme, die nicht nur den Individuen als äußere Zwangsgebilde entgegentreten, sondern auch, über die konkrete Handlungspraxis vermittelt, Einfluß auf deren Persönlichkeitsentwicklung nehmen, indem sie die *Ausbildung psychischer Kontroll- und Regulationsmechanismen* anregen, die als integrale Bestandteile der Persönlichkeit die unterschiedlichen Formen innengeleiteter Subjektivität ermöglichen und zur Basis der gesellschaftlichen Kooperationen werden. Durkheim nimmt weiter an, daß die wesentliche Funktion sozialer Zwänge darin besteht, die Triebkräfte des Menschen, die von Natur aus die Tendenz in sich haben, »sich ziellos

auszudehnen«, gesellschaftlich zu begrenzen und damit gegen die »Wellen der menschlichen Leidenschaften« (Durkheim 1903, 119) ideale Dämme zu errichten. Diese Form der *moralischen Disziplinierung* ist jedoch nicht die einzige Wirkung von Vergesellschaftung. Tatsächlich wird durch den Sozialisationsprozeß sichergestellt, daß die Einzelnen im Laufe ihrer Entwicklung aktive Teilhaber an den kollektiven Symbolvorräten der Kulturgemeinschaften werden. Erst im Zuge dieser Verinnerlichung entsteht innerhalb des psychischen Ichs eine gesellschaftliche Struktur, die soziale Integration ermöglicht und voraussetzt.

1.3 Vergesellschaftung und Individualisierung – Georg Simmel

Ähnlich wie Emile Durkheim (1893) sieht auch der Berliner Soziologe Georg Simmel einen engen Zusammenhang zwischen den Prozessen der fortschreitenden organisatorischen Verselbständigung des arbeitsteiligen Erwerbssystems beziehungsweise der Lockerung der sozialen Kollektivbindungen und den größeren, durch den Zuwachs an sozialen Handlungsmöglichkeiten bedingten Individualisierungschancen (Simmel 1888; 1900). Nach Simmel führt die Ausweitung der modernen Geldwirtschaft dazu, daß sich nicht nur die Zahl der für die Einzelnen relevanten Lebenskreise vermehrt, sondern sich auch die Qualität der sozialen Beziehungen nachhaltig verändert. Vor allem im Erwerbsleben dominieren Organisationsformen, die nach den Prinzipien von Effizienz und Sachlichkeit funktionieren und die Menschen nur noch partiell über ihre Qualifikationen und Interessen in das soziale Leben integrieren. Was auf der einen Seite als sozialer Gemeinschaftsverlust erscheint, ist jedoch auf der anderen Seite Voraussetzung dafür, daß sich den Einzelnen immer größere Spielräume für die Ausbildung ihrer »Individualität« (Simmel 1908, 521) eröffnen. Simmel ist der Ansicht, daß obwohl der Mensch durch seine konstitutionellen Anlagen wesensmäßig als *personales Ich* prädestiniert ist, die Wechselwirkungen mit Anderen zur Ausbildung eines sozialen Ichs führen. Dieses *soziale Ich*, daß sich über seine sozialen Bezüge individualisiert, indem es sich vergesellschaftet, steht zum personalen Ich in einem dialektischen Verhältnis. Die *Identität* eines Menschen wird durch die Art und Weise bestimmt, wie personales und soziales Ich im Handeln zum Ausdruck kommen.

1.4 Kulturzwang und Tribschicksal – Sigmund Freud

Sigmund Freuds Interesse an Fragen der Sozialisation sind im Zusammenhang mit seiner klinischen Arbeit als Nervenarzt zu sehen. Viele Krankheitsbilder deuteten seiner Ansicht nach darauf hin, daß die über das Ehe- und Familienleben vermittelte bürgerliche Sexualmoral den Ausdruck und die Entwicklung der Sexualität in einer psychisch unzuträglichen Weise einschränken würde. Unter dem Einfluß »der Kulturanforderungen« (Freud 1908, 154) werden die menschlichen Triebe zwar in soziale Bahnen gelenkt, aber in vielen Fällen kann die *Triebenergie* dabei nicht adäquat abgeleitet werden, so daß es innerhalb des seelischen Apparats zu einer Abspaltung von Triebwünschen kommt, gegen die das »Ich« Abwehrvorkehrungen treffen muß, die im pathologischen Fall jedoch seine Kräfte übersteigen.

Vor diesem klinisch-theoretischen Hintergrund begreift Freud die Individualentwicklung auf der Folie eines strukturellen Konflikts von individuellen, vorwiegend erotisch motivierten Triebstrebungen und einer sexualfeindlichen Umwelt. Dabei nimmt er an, daß sich vor allem im Laufe der frühen Kindheits- und Jugendentwicklung verschiedene, an unterschiedliche Körperregionen geknüpfte libidinöse Strebungen manifestieren, die sich in den einzelnen Entwicklungsphasen in Form von oralen,

analen, phallischen – und nach einer Latenzphase – von genitalen Bestrebungen realisieren. Maßgeblich für die Charakterentwicklung des Menschen sind dabei vor allen die Formen, in denen die soziale Umwelt, insbesondere aber die Eltern auf die *stadien* *typischen Triebwünsche* reagieren.

Mit dem gesellschaftlichen Zwang auf die Triebe entwickeln sich innerhalb des seelischen Apparats organisatorische Strukturen, die es dem sich bildenden »Ich« in zunehmendem Maße erlauben, zielgerichteter mit den seelischen Kräften, die Freud im »Es« lokalisiert, umzugehen. Während das »Ich« dabei vor allem die besonderen Interessen der Person wahrnimmt, repräsentiert das »Über-Ich« soziale Normen und allgemeine Kulturwerte. Vor allem Freuds (1923) Erklärung der Entstehung des »Über-Ichs« als Folge der Lösung des ödipalen Konflikts hat die sozialisationstheoretische Diskussionen noch nachhaltiger beeinflusst als seine um Anna Freuds (1936) Konzept der Abwehrmechanismen erweiterte Theorie der psychodynamischen Konfliktbearbeitung.

2. Die sozialisationstheoretisch relevanten Konzeptentwürfe der zweiten Generation – Gesellschaftliche Desintegration und soziale Kontrolle

Bei aller Verschiedenheit im Detail kreisten die klassischen sozialisationstheoretischen Ansätze um die zentrale Frage, wie soziale Ordnung und autonomes Handeln möglich sind, wenn im Zuge der Etablierung der modernen arbeitsteiligen Industriegesellschaft die organisatorische Abhängigkeit der freigesetzten Individuen immer größer wird, während gleichzeitig mit dem institutionellen Wandel und der Lockerung der sozialen Autoritätsbezüge die praktischen Handlungsregeln allgemeiner und unverbindlicher werden. Die sozialisationstheoretisch relevanten Konzeptentwürfe der zweiten Generation entstanden vorwiegend unter dem Eindruck der wirtschaftlichen und politischen Instabilitätskrisen, insbesondere nach Ende des Ersten Weltkriegs. In ihnen spiegeln sich die zeitgenössischen Ordnungsprobleme in einer für die jeweiligen Industrieländer typischen Weise wider, denn das gesellschaftspolitische Krisenmanagement rückte die sozialen Desintegrationsrisiken und die Fragen ihrer sozialen Kontrolle auch theoretisch in den Blickpunkt. In der *amerikanischen* Diskussion erschien das pragmatische Konzept der Problemlösung der Chicago School und vor allem das verhaltenstechnologische Konzept des Behaviorismus von John B. Watson erfolgversprechend. In der *deutschen*, ganz im Zeichen des Zusammenbruchs des Obrigkeitsstaates stehenden Debatte erschien die Rückbesinnung auf das Ursprüngliche der menschlichen Existenz eine vielversprechende Alternative zur allgemeinen Orientierungsunsicherheit. Gleichzeitig aber meldeten sich kritische Stimmen zu Wort, die in der verbreiteten Sehnsucht der Massen nach autoritärer Führung eine neue Form der menschlichen Selbstentfremdung erkannten. In der *sowjetischen* Diskussion schließlich war man überzeugt, daß soziale Ordnung und gesellschaftlicher Fortschritt primär nur über die Ausweitung der politischen Kontrolle, also über die Planung und Lenkung der Subjekte, zu erreichen sei.

2.1 Kooperation als pragmatisches Problemlösen – George Herbert Mead

Überzeugt, daß die Probleme der urbanen kapitalistischen Marktgesellschaft in einem Einwanderungsland wie den Vereinigten Staaten am besten zu lösen sind, wenn sich die Individuen auf die normative Kraft der in der Kooperation und Kommunikation selbst angelegten vernünftigen Regelungsmöglichkeiten besinnen würden, entwickelte der amerikanische Sozialwissenschaftler George Herbert Mead (1913; 1934) in den

Zwanzigerjahren ein Konzept, das in der sozialisationstheoretischen Diskussion jedoch erst in den Fünfzigerjahren über die Theorie des symbolischen Interaktionismus zur Kenntnis genommen und in den Sechzigerjahren durch die sozialkognitive Entwicklungstheorie populär wurde. Nach Mead basieren menschliche Gesellschaften auf der *kooperativen Tätigkeit* von Individuen, die ihr soziales Handeln gemeinsam auf der Grundlage sprachlicher Symbole organisieren. Mit Hilfe der Sprache können Menschen nicht nur das Verhalten anderer beeinflussen, sondern auch in sich selbst die wahrscheinlichen Reaktionsweisen ihrer Interaktionspartner antizipieren, so daß sie in der Lage sind, ihre eigenen Haltungen und Absichten im Gegenlicht möglicher sozialer Konsequenzen zu reflektieren.

Da Neugeborene lediglich die dispositiven Kompetenzen zur Kooperation und Kommunikation mitbringen, müssen sich die Heranwachsenden im Laufe ihrer biographischen Entwicklung allmählich den sozialen Sinn der menschlichen Handlungspraxis und der damit assoziierten Objektbeziehungen erschließen. Dieser Lernprozeß erfolgt auf dem Weg der Einstellungs- und Rollenübernahme. Letztere bezeichnet die Fähigkeit, das eigene Verhalten auf die differenzierten Anforderungen ganzer Gruppen und Gemeinschaften abzustimmen. Der Vergesellschaftungsprozeß vollzieht sich über die schrittweise Ausdehnung der individuellen Handlungsradien und der damit zusammenhängenden *Reziprozitätssteigerung der Fähigkeit zur sozialen Einstellungsübernahme* über die Stufen der komplementären Spieltätigkeit (play) und des gemeinsamen spielerischen Wettbewerbs (game) bis hin zur generalisierten Rollenübernahme im gesellschaftlichen System (generalized other). Mead nimmt ferner an, daß sich das individuelle »Selbst« über die Rekonstruktion der immer allgemeiner werdenden Verhaltenserwartungen, die psychisch in Form des »Me« repräsentiert sind, konsolidiert und erst hierdurch die vorbewußte Subjektivität des ursprünglichen Ichs (»I«) reflexiv verfügbar wird.

2.2 Verhaltenssteuerung durch Lernen – Watson und Skinner

Während Mead hoffte, daß die Menschen die sozialen Integrationsprobleme, die sich aus der prekären Arbeitsmarktlage und der Einwanderungssituation in den Metropolen ergaben, basisdemokratisch, also durch Kooperation und Kommunikation lösen können, vertraute John B. Watson der technokratischen Steuerungskompetenz wissenschaftlicher Eliten. Fortschritt sei nur möglich, wenn es gelingt, das Verhalten der Individuen planvoll über gezielte Umweltarrangements zu kontrollieren. Im Gegensatz zum intentionalen Handeln, dessen Motivgrundlagen nur interpretativ ermittelt werden können, sind die *kausalen Beziehungen zwischen Reiz und Reaktion* im Verhalten direkt sichtbar. Für die psychologische Verhaltensanalyse ist es deshalb ausreichend, die Stimuli zu identifizieren, die bestimmten Reaktionstypen zeitlich vorhergehen. Auf der Grundlage anfänglich diffuser Bewegungsabläufe entstehen im Laufe der Individualentwicklung strukturierte Reiz-Reaktions-Sequenzen, die sich allmählich in Form von Gewohnheitssystemen konsolidieren und durch schrittweise Differenzierung und Generalisierung zu einem koordinierten Muster von Aktivitäten organisieren (Watson 1930, 57). In diesem Sinne hat jede *Persönlichkeit*, deren Individualität sich aus der Summe ihrer durch Lernen spezifizierten Gewohnheitssysteme ergibt, eine eigene Konditionierungsgeschichte.

Auch Burrhus F. Skinner (1938) vertrat die Ansicht, daß Verhalten stets nur als die Wirkung objektiver Bedingungen zu begreifen sei. Allerdings würden die spezifischen Reaktionsmuster eines Organismus nicht ausschließlich auf der Grundlage der

zeitlichen Verknüpfung von Reizen mit bestimmten Reaktionsklassen entstehen, sondern primär infolge *operanter* Konditionierungsprozesse. Da Verhaltensweisen spontan geäußert werden, ist vor allem die Beziehung zwischen einer bestimmten Aktivität und den durch sie ausgelösten Konsequenzen für die Konsolidierung einzelner Verhaltenssysteme maßgeblich. In Reaktion auf das systematische Desinteresse des klassischen Behaviorismus an Fragen der subjektiven Erfahrungsorganisation, verschob Albert Bandura (1976) in den späten Fünfzigerjahren den Fokus der Lerntheorie auf die kognitiven *Informationsverarbeitungsprozesse*. Reize, so seine These, wirken nicht an sich, sondern vor allem deshalb, weil sie eine informative und eine biographische Bedeutung haben. Der Mensch handelt nicht, weil er unter äußeren Reizeinwirkungen steht, sondern weil er sich selbst Ziele setzt und sein Verhalten durch Selbstverstärkung als Subjekt (vgl. Punkt 4) eigenständig kontrollieren kann.

2.3 Reizüberflutung und Entlastung – Arnold Gehlen

In Deutschland waren mit der Niederlage und dem Untergang des Kaiserreiches nicht nur die Fundamente des Obrigkeitsstaates weggebrochen, sondern auch die alten sozialen Konfliktlinien zwischen Bürgertum und Arbeiterschaft wieder sichtbar geworden. Die Kulturgemeinschaft als Bezugspunkt der Erneuerung erschien zwar in pädagogischen Kontexten attraktiv (vgl. Litt 1918), im Umkreis der existentialphilosophischen Bewegung jedoch war es naheliegender, auf die Verunsicherungen im gesellschaftlichen Leben mit einer Rückbesinnung auf die anthropologischen Daseinsgründe zu antworten. In diesem Sinne konzipierte Arnold Gehlen (1940) die menschliche Entwicklung als einen Lernprozeß, in dem die biologisch unspezialisierten Individuen im *Schutz gesellschaftlicher Institutionen* das zum Überleben erforderliche *Handlungskönnen* erwerben. Gerade aufgrund seiner frühkindlichen Pflegebedürftigkeit und der Abschwächung seiner Instinkte ist der Einzelne auf soziale Hilfe und kulturelle Führung angewiesen, damit seine freien Antriebsenergien gesellschaftlich durchformt und motivational gebunden werden.

Im Laufe der gesellschaftlichen Entwicklung jedoch führte die konstitutionelle Weltoffenheit des Menschen zu einer massiven Vervielfältigung der Umweltreize. Gehlen spricht in diesem Zusammenhang von einer Reizüberflutung, von deren irritativen Wirkungen sich die Psyche mittels des Aufbaus eines hierarchisch organisierten Repertoires an Fertigkeiten unentwegt entlasten muß. Hierbei ist die *Sprache* – geschichtlich und ontogenetisch – von besonderer Wichtigkeit, weil sie vor jeder praktischen Tätigkeit ein symbolisch vermitteltes geistiges Probehandeln ermöglicht und so die menschliche *Umweltkontrollkompetenz* steigert. Dies setzt voraus, daß sich die Einzelnen im Laufe ihrer Individualentwicklung im Handlungsvollzug mit anderen Menschen die symbolisch organisierten Kulturwerte ihrer Gemeinschaft aneignen und dabei lernen, wie sie die Objekte in ihrer Umwelt am zweckmäßigsten gebrauchen können.

2.4 Führung und autoritäre Charakterbildung – Erich Fromm und Max Horkheimer

Während Gehlen in machtvoll ausgestatteten sozialen Institutionen einen Schutz gegen existentiell verunsichernde Sinn- und Orientierungskrisen sah und sich deshalb für disziplinierende Zucht und staatliche Führung aussprach, interessierten Erich Fromm (1932) und Max Horkheimer (1931) als Mitglieder des Frankfurter Instituts für Sozialforschung insbesondere die sozialpsychologischen Motive, durch die sich der verbreitete Wunsch der Zeitgenossen nach autoritärer Kontrolle erklären ließ. Unter Berufung

auf Marx und Freud entwickelte Fromm das Konzept des *Sozialcharakters*, mit dem er die typischen Wünsche, Gefühle und Erfahrungsweisen von Menschen in vergleichbaren sozialen Lagen zu beschreiben versuchte. Vom »praktischen Standpunkt aus« erscheint der »Sozialcharakter« stets nur als kollektive Anpassungsform (Fromm 1941, 204). Im »Individualcharakter« hingegen kommen die milieutypischen Konfigurationen des Trieblebens in der persönlichen Brechung durch das individuelle Tribschicksal und die Formen der »Ich«- und »Über-Ich«-Organisation zum Ausdruck. Durch die gesellschaftliche Abhängigkeit aller Lebensverhältnisse gerät vor allem die Familie als primäre Sozialisationsinstanz im Modernisierungsprozeß verstärkt unter Druck. Im Schatten immer mächtiger werdender Großorganisationen verliert vor allem die Vaterrolle ihren patriarchalen Glanz. Neue Führerpersönlichkeiten, auf die das »Ich« seine Allmachtsphantasien projizieren kann, kompensieren die »Über-Ich«-Schwäche der Einzelnen und nähren die Bereitschaft, sich fernen Autoritäten zu unterwerfen und deren Ideale reflexionslos zu übernehmen.

2.5 Lenkung und Subjektbildung – Die sowjetische Tätigkeitstheorie

In der Sowjetunion waren die Humanwissenschaften eng mit dem Aufbau und der Entwicklung der sozialistischen Gesellschaftsordnung verknüpft. Dabei entstand in Anknüpfung an Marx, der das Individuum als Ensemble der gesellschaftlichen Verhältnisse begriffen hatte, eine dialektisch angelegte Theorie der Subjekt-Objekt-Vermittlung, wobei der Vergesellschaftungsprozeß fast ausschließlich unter der Perspektive der planmäßigen biographischen Entwicklungslenkung dargestellt wurde. Dementsprechend waren es vor allem die neuen Sowjetpsychologen um Alexejew Leontjew, die in Anlehnung an Lew Wygotskis (1934) Entwicklungskonzeption eine – allerdings um die Dimension der Spontaneität verkürzte – Theorie der Humanontogenese ausarbeiteten. Im Zentrum stand dabei die Vorstellung, daß sich die Heranwachsenden in ihrer subjektiven, ihren individuellen Entwicklungsstand ausdrückenden Handlungspraxis, schrittweise die in ihrer Umwelt gesellschaftlich und kulturell objektivierten Erfahrungen *aneignen* (Leontjew 1945). Entscheidend hierbei ist, daß der Entwicklungsprozeß auf den einzelnen Stufen – der gegenständlichen Tätigkeit, des Spiels, des Lernens und der Arbeit – zwar einer inneren Logik folgt, aber hierbei im wesentlichen von Außen, also von Eltern, Erziehern, Lehrern oder Betriebsgruppen angestoßen und systematisch organisiert werden muß. Auf jeder Altersstufe gelten bestimmte Regeln, die in Form konkreter Entwicklungsaufgaben gesellschaftlich definiert, pädagogisch über die unterschiedlichen Altersrollen vermittelt und im Handlungsvollzug von den Einzelnen *interiorisiert* werden. Auf diese Weise entstehen im Entwicklungsverlauf allmählich selbstwirksame Motive, die sich mit den gesellschaftlichen Anforderungen decken. Insofern ermöglicht der Vergesellschaftungsprozeß kulturelle Sinnfindung, reibungslose soziale Integration und eine allseitige Persönlichkeitsentwicklung.

3. Die Etablierung der Sozialisationstheorie – Soziale Integration und Persönlichkeitsentwicklung in offenen Gesellschaften

Reflektieren die sozialisationstheoretisch relevanten Erklärungsmodelle der zweiten Generation die Ordnungsprobleme krisenhaft destabilisierter Gesellschaftssysteme in bezug auf die Frage, wie soziale Kontrolle möglich ist und welche psychischen Voraussetzungen dafür erforderlich sind, ging es Talcott Parsons seit den späten Dreißigerjahren vor allem darum zu klären, wie sich angesichts der globalen Totalitarismusthrohungen marktwirtschaftlich organisierte, demokratische Gesellschaften über den

Wechsel der Generationen hinaus erneuern. Autonomie kann nur dort entstehen, wo die Freiheit als Wert auch gesellschaftlich institutionalisiert ist, da die Heranwachsenden in ihrer Handlungspraxis immer nur die Fähigkeiten und Interessen realisieren, die in ihren sozialen Rollensystemen möglich sind. Dementsprechend ist die *Theorie der Sozialisation* nicht einfach nur ein randständiges wissenschaftlichen Konstrukt, sondern ein zentrales Konzept der modernen Sozialwissenschaften. Gegenüber dem strukturfunktionalistischen Rollenmodell betont das Sozialisationskonzept des symbolischen Interaktionismus, daß die Gesellschaftsmitglieder soziale Rollen nicht einfach übernehmen, sondern vielmehr die Rollenerwartungen wechselseitig im sozialen Handeln interpretieren. Konformität ist also keineswegs ein Indiz für eine gelungene Sozialisation. Vielmehr sehen sich die Einzelnen über die gesamte Lebensspanne hinweg gezwungen, ihre Identität immer wieder neu zu behaupten.

3.1 Rollenhandeln und Wertverinnerlichung – Talcott Parsons

Vor dem Hintergrund der doppelten Frontstellung der amerikanischen Präsidentschaftsdemokratie zu Diktatur und Kommunismus versuchte Talcott Parsons theoretisch zu begründen, daß die U.S.-Gesellschaft, gerade weil sie auf einem freiwilligen, im Horizont verallgemeinerbarer Werte hergestellten Interessenausgleich basiert, nicht nur ohne äußere Repressionsmittel auskommt, sondern auch ordnungspolitisch stabiler und humaner ist als alle Konkurrenzmodelle (Parsons 1937). Diese historische Dimension wird häufig übersehen, wenn gegenüber Parsons Sozialisationstheorie pauschal der Vorwurf erhoben wird, der für den Sozialisationsprozeß zentrale Vorgang der Wertinternalisierung ermögliche letztlich nur eine konforme Übernahme der bestehenden gesellschaftlichen Rollenerwartungen.

Nach Parsons (1964) erfolgt die *Internalisierung* normativer Erwartungen zunächst auf der Grundlage der sozial-affektiven Bindungen der Heranwachsenden zu ihren Bezugspersonen, deren Tätigkeit über das Familiensystem hinaus in verschiedene soziale Rollenordnungen eingebettet ist. Mit dem Erwerb der ersten elementaren Fähigkeiten erweitern sich die individuellen Handlungsmöglichkeiten, wobei das gesellschaftliche Institutionensystem vor allem über die Geschlechts- und Altersrollen neue soziale Handlungsperspektiven eröffnet. Die in Aussicht gestellten Teilhabemöglichkeiten begünstigen den Aufbau eines differenzierten Motivsystems, während sie gleichzeitig eine Lockerung der primären Bindungen erfordern. Insofern wirkt der Sozialisationsprozeß sowohl in Richtung einer schrittweisen *Vergesellschaftung* durch generalisierende Rollenübernahme und Wertverinnerlichung als auch in Richtung einer sukzessiven *Individuation* durch die spezifizierende Reorganisation der Objektbeziehungen. Die Persönlichkeitsentwicklung erfolgt zwar auf der Basis des Rollenlernens und der Internalisierung, aber diese Prozesse erscheinen Parsons eben deshalb unproblematisch, weil er voraussetzt, daß das individuelle Autonomiestreben in offenen Gesellschaften universalistisch rückgebunden und institutionell gesichert ist.

3.2 Interaktionen, Interpretation und Identität – Symbolischer Interaktionismus

Parsons weitergehende Annahme, daß die kulturellen Orientierungsmuster und Symbolvorräte über den Prozeß der Institutionalisierung zu Bestandteilen des sozialen Systems und über den Prozeß der Internalisierung zu Elementen des individuellen Persönlichkeits- und Verhaltenssystems werden, provozierte den Widerspruch vor allem von Wissenschaftlern, die sich der Tradition des symbolischen Interaktionismus der Chicago School und George Herbert Mead verpflichtet sahen (Rose 1962). Kritisiert

wurde unter anderem, daß Parsons von einer Komplementarität der Rollensysteme ausging, obwohl in der kapitalistischen Marktwirtschaft die Möglichkeiten zur Bedürfnisbefriedigung ungleich verteilt sind (Gouldner 1959). Im Grunde liefen die verschiedenen Einwände darauf hinaus, daß die in einer Gesellschaft institutionalisierten Rollenerwartungen lediglich die situativen Rahmenbedingungen des Rollenhandelns sichtbar machen würden, auf die sich die Subjekte *interpretierend* beziehen. Auch im Sozialisationsprozeß entstehen im Laufe der biographischen Entwicklung nicht nur wertäquivalente Motivdispositionen, sondern vielmehr entwickeln die Individuen in der Interaktion mit unterschiedlichen Bezugspersonen die Fähigkeit, sich distanzierend und reflexiv zu sozialen und internalisierten Normen zu verhalten (Goffman 1959). Gerade hierdurch lernen die Einzelnen, flexibel mit den an sie adressierten Rollenerwartungen umzugehen und ihre eigene *Identität* im gesellschaftlichen Raum weniger über ihren Status als durch ihre Individualität auch lebensgeschichtlich zum Ausdruck zu bringen.

3.3 Soziale Integrationsprobleme und psychische Entwicklungskrisen – Eric H. Erikson

Auch in der psychosozialen Entwicklungstheorie von Eric H. Erikson ist Identität, allerdings weniger im interaktionistischen Sinne einer Balance zwischen personalen und sozialen Ich-Anteilen als vielmehr im Sinne einer gelungenen sozialen Integration und subjektiver Ich-Stärke, das zentrale Thema. Nach Erikson (1950) erfolgt die Ontogenese in aufeinander aufbauenden Stadien, die, durch bestimmte Wachstums- und Reifungsprozesse angeregt, das Subjekt in einen entwicklungsrelevanten Konflikt mit sich und seiner sozialen Umwelt bringen. Die gesellschaftlichen Normen, die sich vor allem an den Alters- und Geschlechtsrollen festmachen, strukturieren über die individuelle Tätigkeit vermittelt, die *phasentypischen Aktivitätsmuster*. Dabei konkretisiert sich mit dem jeweiligen krisenhaften Konfliktgeschehen, das sich im Spannungsfeld von Triebwünschen, Anerkennungsbedürfnissen und sozialen Umgangserfahrungen aufschauelt, in Abhängigkeit von der jeweiligen Krisenlösung das bewußte Gefühl, als eigenständige Person mit einer unverwechselbaren Identität für sich selbst verantwortlich zu sein.

Jedes einzelne Stadium ist durch die Vorherrschaft psycho-sexueller – in der Reihenfolge: oraler, analer, ödipaler, (latenter), pubertärer und genitaler – Wünsche und Strebungen bestimmt. Ihnen korrespondieren soziale Tätigkeitsmuster – Geben und Nehmen, Festhalten und Loslassen, Eindringen und Machen, Spielen und Lernen, Kooperieren und Abgrenzen, Verbinden und Distanzieren –, die sich im Erwachsenenalter zum Schaffen und Sorgen weiterentwickeln. Erikson nimmt an, daß die biographische Entwicklung im Normalfall insgesamt *acht* Stadien durchläuft, wobei die früheren Konflikte und Konfliktlösungen auch das spätere Verhalten beeinflussen. Wichtige Etappen sind zuerst die Entstehung eines Ur-Vertrauens und die Entwicklung der Gefühle von Autonomie und Initiative, die dann in das Bewußtsein des Kindes, etwas hervorbringen zu können, übergehen und sich im Jugendalter im Identitätsbewußtsein konsolidieren. Die weitere Entwicklung im Erwachsenenalter steht zunächst im Zeichen der Intimität in der Partnerbeziehung. Erst allmählich wird das Gefühl der eigenen Schaffenskraft zum Kern der Selbsteinschätzung, bevor es im höheren Alter im günstigen Falle einem Integritätsgefühl Platz macht, im ungünstigen hingegen in einer großen Depression endet.

4. Die Expansion der sozialisationstheoretischen Diskussion – Autonomie und soziale Handlungsfähigkeit

Die wissenschaftliche Aufwertung des Sozialisationskonzepts durch die strukturfunktionalistische Rollentheorie war die Voraussetzung dafür, daß das Sozialisationsparadigma in den Sechzigerjahren ins Zentrum der sozialwissenschaftlichen Diskussionen rücken konnte. Vor dem Hintergrund der politischen Verschärfung des Ost-West-Konflikts, dem Erstarken der neuen Bürgerrechtsbewegungen und der bildungspolitischen Reformen bot die Sozialisationstheorie nicht nur Erklärungen für die vermeintlichen Defizite in den westlichen Bildungssystemen, sondern auch analytische Handhaben, um die Mechanismen der Reproduktion sozialer Ungleichheit aus sehr unterschiedlichen Blickwinkeln kritisch zu beleuchten. Mit der zunehmenden Einsicht, daß die Erschließung neuer Wissensressourcen für moderne Gesellschaften unerlässlich ist, rückte nicht nur die schichtspezifische Sozialisationsforschung in den Blickpunkt, sondern auch die Psychologie der Informationsverarbeitung und hier vor allem die Theorie der kognitiven Entwicklung, an der der Genfer Entwicklungspsychologe Jean Piaget seit den Zwanzigerjahren systematisch gearbeitet hatte. In der rasch expandierenden sozialisationstheoretischen Diskussion wurden nun auch die früheren Ansätze und Erklärungsmodelle bedeutsam. Einen Versuch, die verschiedenen Traditionen unter systematischen Gesichtspunkten zusammenzufassen, unternahm in den Siebzigerjahren der Frankfurter Sozialphilosoph Jürgen Habermas. Piaget und Habermas stehen im folgenden stellvertretend für weitere Ansätze, in denen entweder unter strukturalistischen (Kohlberg 1968, Selman 1984) oder handlungstheoretischen (Lorenzer 1972, Geulen 1977) Prämissen Sozialisation als gesellschaftlich vermittelte Entwicklung autonomer Handlungsfähigkeiten begriffen wurde.

4.1 Strukturen und Wirklichkeitsauffassungen – Jean Piaget

Piaget begreift die Individualentwicklung unter dem Aspekt der sich in der aktiven Umweltauseinandersetzung der heranwachsenden Subjekte bildenden Erkenntnisfähigkeiten, von denen er annimmt, daß sie nach ganzheitlichen Organisationsprinzipien funktionieren. Der Aufbau und die schrittweise Transformation der kognitiven Strukturen ist das Resultat des Zusammenwirkens von vier verschiedenen Faktoren: der Reifung des organischen Systems, der gegenstandsbezogenen Tätigkeit, der sozialen Interaktion und strukturimmanenten Gleichgewichtsregulationen, deren Funktionsweise Piaget mit den Begriffen Assimilation, Akkommodation und Äquilibration kennzeichnet. Während er in seinen frühen Arbeiten die Entwicklung des Denkens mit Blick auf die stadien-typischen *Interaktionen* und die damit assoziierten Formen der *Wirklichkeitsrepräsentation* analysierte (Piaget 1926; 1932), spielen in seinen späteren Studien zur Intelligenzentwicklung soziale Erfahrungen nur eine untergeordnete Rolle.

Die geistige Entwicklung des Menschen erfolgt nach Piaget (1970) in vier großen Etappen. Von relativ einfachen, rhythmisierten Bewegungsschemata ausgehend, entstehen in der frühen *sensomotorischen* Phase elementare praktische Verhaltensmuster, die sich zunächst in Form von einfachen Gewohnheitssystemen konsolidieren und allmählich im Bewegungsvollzug aufeinander abgestimmt werden. Erst wenn das Kind über das intuitive Wissen verfügt, daß die Dinge, mit denen es handelnd umgeht, auch unabhängig von seiner Tätigkeit existieren, beginnt die Reorganisation der sensomotorischen Intelligenzschemata auf der Vorstellungsebene, wobei das Denken zunächst vollkommen im Bann *sinnlicher Anschauungen* steht und erst allmählich *kon*

krete operative Formen gewinnt.

Operationen sind verinnerlichte Handlungen, die sich dadurch auszeichnen, daß die jeweiligen Transformationen geistig umkehrbar sind. Aufgrund ihres entwicklungs-genetischen Ursprungs in der menschlichen Handlungspraxis funktionieren sie nach universellen Prinzipien. Ist das Denken im Kindesalter noch in konkrete Tätigkeiten eingebunden, gewinnt es im Jugendalter schließlich jene Abstraktheit, die erforderlich ist, um die komplexen Lebensprobleme erwachsener Menschen nach logischen Regeln hypothetisch im Geiste durchzuspielen. Bis zum Erreichen der Stufe der *formalen Operationen* sind die subjektiven Wirklichkeitsauffassungen nur bedingt widerspruchsresistent, weil die jeweils dominanten Schemata und Repräsentationen, zumindest solange sie senso-motorisch, anschauungsgebunden oder konkretistisch sind, das kindliche Weltbild phänomenologisch überzeichnen. Gerade aus dieser systeminhärenten Widersprüchlichkeit gewinnt die kognitive Entwicklung ihre typische Dynamik.

4.2 Kommunikation und Identitätsentwicklung – Jürgen Habermas

Ähnlich wie das Denken, das sich im Laufe der Ontogenese in Richtung fortschreitender operativer Reversibilität entwickelt, wird auch das soziale Interaktionsverhalten zunehmend reziprok; gleichzeitig wächst die Fähigkeit, sich reflexiv auf die eigene Subjektivität zu beziehen. All diese Kompetenzaspekte spielen in der sozialisationstheoretischen Konzeption von Jürgen Habermas in Verbindung mit der menschlichen Kommunikationsfähigkeit eine herausragende Rolle. Wie Piaget geht auch Habermas (1981) davon aus, daß bereits Säuglinge aktiv ihre Umwelt erkunden. Dabei sind jedoch nicht die gegenständlichen Objekterfahrungen an sich, sondern die Interaktionen der Heranwachsenden mit ihren Bezugspersonen von maßgeblicher Bedeutung. Diese interpretieren das kindliche Verhalten, indem sie ihm einen ihrem eigenen lebensweltlichen Hintergrund entsprechenden sozialen Sinn zuschreiben. Insofern sind schon die frühen Eltern-Kind-Interaktionen gesellschaftlich ko-strukturiert, so daß sich die entwickelnden individuellen Handlungskompetenzen als Fähigkeiten, bedeutungsadäquat mit anderen zu kooperieren und kommunizieren, realisieren.

Ähnlich wie die kognitive Entwicklung verläuft auch die soziale Entwicklung in einem mehrstufigen Prozeß, der zunächst durch die Lockerung der symbiotischen Bindungen des Säuglings zu seinen primären Bezugspersonen gekennzeichnet ist. Im erweiterten Kontext unterschiedlicher sozialer Beziehungssysteme lernen die Heranwachsenden allmählich, ihr Verhalten an normativ verbindlichen Rollen und Regeln auszurichten. Schließlich erwerben die Einzelnen die Fähigkeit, sich selbst und ihr Handeln im Licht verallgemeinerbarer Werte und Prinzipien zu reflektieren. Der *kognitiven Reversibilität* und der *sozialen Reziprozität* entspricht die *Selbst-Reflexivität* als höchste Gleichgewichtsform bei der Ich-Entwicklung. Diese erfolgt als ein Prozeß der sukzessiven Abgrenzung und Dezentrierung, wobei sich das Selbst zunächst aus der Unmittelbarkeit des natürlichen Egozentrismus herauslöst und über die Geschlechts- und Altersrollen in der personalen Rollenidentität eine erste soziale Form gewinnt. Erst allmählich entwickelt sich eine reflexiv strukturierte Ich-Identität, die dadurch bestimmt ist, daß die Einzelnen ihre eigenen biographischen Lebensperspektiven verfolgen und ihre Individualität auch im sozialen Raum darstellen (Habermas 1974). Die Sprache ist für die gesamte Entwicklung von herausragender Wichtigkeit, weil sie nicht nur die verschiedenen Weltbezüge symbolisch ordnet, sondern auch im Verständigungsprozeß das Ideal gelingender Sozialisation präformiert.

Wie die Prozesse der kulturellen Reproduktion und der sozialen Integration gewährleistet auch der Sozialisationsprozeß, daß sich die Angehörigen einer Lebenswelt in ihrem Handeln intuitiv auf gemeinsame Wissensbestände verlassen und auf verbindliche soziale Ordnungen stützen können. Gesellschaften erneuern sich jedoch nicht über die lebensweltlich situierten Fähigkeiten handlungs- und sprachkompetenter Subjekte. Tatsächlich wird die Identitätsbildung in hochkomplexen Gesellschaften immer problematischer, weil sich die entmoralisierten Formen der zweckrational organisierten Systemreproduktion immer weiter in die alltäglichen Interaktionen vorschieben (Habermas 1981). Wo immer weniger zur Diskussion steht, genügt es, wenn die Einzelnen lernen, sich strategisch zu verhalten. Die Subjekte gewinnen dadurch zwar privatere Konturen, gleichzeitig aber verlieren sie mit ihren lebensweltlichen Bindungen einen Teil ihrer sozialen Identität.

5. Die Diffusion des Sozialisationskonzepts: Dissoziierung und Biographisierung

Mitte der Siebzigerjahre war der Elan des kulturellen Aufbruchs und der politischen Reformen in den fortgeschrittenen Industrieländern verflogen. Begriffe wie Umweltverschmutzung, Ölkrise und strukturelle Arbeitslosigkeit markieren die Bruchstellen im Fortschrittsdenken. Die moderne Verquickung von individuellem Handeln und gesellschaftlicher Entwicklung erschien nicht mehr unmittelbar nachvollziehbar. Statt dessen wurden Gesellschaftsdiagnosen populär, die aus unterschiedlichen Perspektiven den Übergang in eine neue individualistische Ära der Vergesellschaftung postulierten. Die Einzelnen – so lassen sich die Befunde zusammenfassen – realisieren in ihrer sozialen Handlungspraxis nicht mehr primär *allgemeine*, durch Internalisierungsprozesse auch subjektiv verankerte kulturelle Wertorientierungen, sondern *private* Subjektansprüche. Sozialisationstheoretisch ist dies insofern bedeutsam, als damit das Konzept der Verinnerlichung immer weniger geeignet erscheint, um die »postmodernen« Strategien des Handelns, der Lebensführung und der Identitätsbildung zu beschreiben. Tatsächlich entsteht der Eindruck, daß die Heranwachsenden schon früh damit beginnen, die Umwelt nach Maßgabe vermeintlich eigener Sinnkriterien zu sondieren und ihre Sozialisation selbst zu organisieren.

In der sozialisationstheoretischen Diskussion, die mit der Aufweichung des Internalisierungskonzepts diffundierte, spielen seither wieder verstärkt Theorien eine Rolle, die – wie die folgende Auswahl verdeutlichen soll – entweder andere Schwerpunkte haben oder sogar kritisch das gesamte Sozialisationskonzept in Frage stellen. Während in der sozialökologischen Entwicklungstheorie der Gesellschaftsbegriff phänomenologisch aufgelöst wird und deshalb die Umwelt als ein ineinander verschachteltes System von organisatorischen Bedingungen und sozialen Ressourcen begriffen werden kann, thematisiert die soziologische Systemtheorie den Sozialisationsprozeß nur noch unter Perspektive der selbstreferenziellen Reproduktion psychisch strukturierter Verhaltenssysteme. Im stärker handlungstheoretisch ausgerichteten Individualisierungskonzept hingegen entwickeln die Subjekte ihre eigenen biographischen Lebensstile, indem sie die sich ihnen bietenden Entscheidungsalternativen aktiv zur Inszenierung des eigenen Selbst nutzen. Da der Verlust der Sicherheit des Rollenhandelns als dissoziierende Lockerung sozialer Bindungen erfahrbar wird, erscheinen nunmehr wieder die klassischen bindungstheoretischen Fragen, wie Bindungen im Laufe der Individualentwicklung entstehen und sich verändern, hochaktuell.

5.1 Entwicklungsrelevante Handlungskontexte – Die sozialökologische Entwicklungsforschung

Ausgehend von der Annahme, daß sich der Mensch in der Auseinandersetzung mit seiner materiellen und sozio-kulturellen Umwelt entwickelt, ist es das Anliegen der sozialökologischen Entwicklungstheorie, die verschiedenen Kontexte, in die das menschliche Handeln eingebettet ist, systematisch in ihrer Beziehung zu den tätigen Subjekten zu untersuchen. Aus der Perspektive des sich entwickelnden Säuglings erscheint die Umwelt zunächst nur auf einen einzigen, raum-zeitlich durch seine Aufmerksamkeit und das konkrete Hier und Jetzt definierten Lebensbereich beschränkt. Mit der allmählichen Ausdehnung seiner Aktivitäten erwirbt das heranwachsende Kleinkind nicht nur komplexere *modular* verknüpfte Handlungsfähigkeiten, vielmehr lernt es auch neue soziale Rollenanforderungen und Beziehungsformen kennen, die seine Lebenswelt schrittweise erweitern. In diesem Prozeß, der sich auch im Erwachsenenalter fortsetzt, konsolidieren sich die besonderen Interessen und Fähigkeiten, die es den Einzelnen ermöglichen, ihre Umwelt besser zu begreifen und gezielt zu verändern. Dabei steuert das gesellschaftliche Makrosystem über die Systeme niedriger Ordnung – die Urie Bronfenbrenner (1981) als Meso-, Exo- und Mikrosysteme unterscheidet – das individuelle Handeln. Umgekehrt nimmt der Einfluß, den die Einzelnen mit ihrem Handeln auf ihre Umwelt ausüben können, mit der Zunahme der Komplexität der sozialen Organisationen und Netzwerke, in die ihre Handlungspraxis eingeschachtelt ist, systematisch ab.

5.2 Selbstreferenz und Interpenetration – Die soziologische Systemtheorie

In der soziologischen Systemtheorie von Niklas Luhmann (1987) wird die Umwelt ebenfalls nicht mehr über das Verhältnis Individuum und Gesellschaft, sondern über die Beziehung zum psychischen System definiert. Luhmann gebraucht dabei den Begriff der Sozialisation nur noch in der Variante der »Selbstsozialisation«, um darauf hinzuweisen, daß selbstreferentiell geschlossene Systeme wie das psychische System lediglich auf die systeminternen Störungen, die durch Umweltereignisse induziert werden, reagieren. Diese Perturbationen erzeugen *autopoietische* Aktivitäten, mit deren Hilfe Systeme die entstandene Unordnung durch Strukturbildungen reduzieren. Dadurch erhöhen sie ihre eigene Autonomie und machen sich von ihrer Umwelt unabhängiger. In diesem Zusammenhang von Übertragung oder Internalisierung zu sprechen, erscheint jedoch unzutreffend, weil Systeme nichts von außen in ihre eigene Struktur aufnehmen, sondern nur auf intern entstehende Differenzen reagieren, die sie »zum Aufbau eigener Komplexität« (Luhmann 1987, 326) nutzen. Weil umgekehrt aber auch die sozialen Systeme die Unordnung erzeugenden Aktivitäten der psychischen Systeme zur internen Differenzierung nutzen, sind die System-Umwelt-Beziehungen durch *Interpenetration* gekennzeichnet. Mit dieser systemtheoretischen Umdeutung der ursprünglich handlungstheoretisch auf Kultur und Gesellschaft bezogenen sozialisationstheoretischen Grundfrage, wie Autonomie und Handlungsfähigkeiten im Kontext der selbstbezüglichen Umweltinteraktionen aktiv tätiger Subjekte entstehen, wird die Vergesellschaftungsproblematik faktisch unbedeutend.

5.3 Lebensstil und Biographisierung – Die Individualisierungsdiskussion

Ausgehend von der These, daß die institutionellen Grundlagen der Industriemoderne in den westlichen Dienstleistungsgesellschaften zunehmend brüchiger werden und die

Einzelnen immer weniger in gemeinschaftliche Lebenszusammenhänge eingebunden sind, erscheint der Sozialisationsprozeß im Licht des Individualisierungskonzepts als fortschreitender Versuch, dem eigenen Leben eine subjektive Form zu geben (Beck; Beck-Gernsheim 1994). Aus dem Zentrum der Gesellschaft an den Rand komplexer, ineinander geschachtelter Systeme abgedrängt, scheint es so, als seien die Menschen damit beschäftigt, ihre Umwelt nach Sinnangeboten und Lebensmodellen abzusuchen, die sie für ihre eigene biographische Entwicklung verwerten können. Diese *performative Konstruktion* des eigenen Selbst, die schon im Kindesalter damit beginnt, daß die Heranwachsenden ihre eigenen Beziehungsnetze aufbauen und ihren eigenen Alltag zwischen Familie, Peers, Medien und pädagogischen Einrichtungen organisieren, folgt in der Regel subjektiven Sinnkriterien (Hitzler; Hitzler 1994, Schulze 1992). Mit der fortschreitenden Autonomisierung des Selbst entstehen biographische Lebensentwürfe, die weniger moralisch als *ästhetisch* integriert sind. Auch die Identitätsbildung läßt sich nicht mehr dialektisch als Synthese von personalen und sozialen Ich-Anteilen begreifen, sondern als individuelles Projekt, in dem es darum geht, sich möglichst viel Erlebnisqualität zu sichern.

5.4 Bindungsverhalten und Bindungsrepräsentationen – Die Bindungsforschung

Die gegenwärtige Renaissance der Bindungstheorie läßt sich, wie Martin Dornes (1998) vermutet, durchaus in Zusammenhang bringen mit Gefühlen »der Desorientierung in einer unübersichtlich gewordenen Welt« (Dornes 1998, 300). Anknüpfend an die klassischen Arbeiten von John Bowlby (1969) und Mary Ainsworth (1979) geht es dabei um die Fragen, wie im Zusammenspiel der Nähe- und Schutzbedürfnisse des neugeborenen Säuglings mit den Pflegepraktiken seiner primären Bezugspersonen schon im Verlauf des ersten Lebensjahres stabile Bindungsverhaltensmuster ausgebildet werden und wie sich diese frühen Bindungen auf den weiteren Entwicklungsverlauf und die vom Jugendalter an zunehmend reflexiv verfügbaren Beziehungsrepräsentationen auswirken (Spangler; Zimmermann 1995, Müller 2001). Die Bindungsverhaltensmuster und auch die Bindungsrepräsentationen lassen sich grob in zwei Klassen aufteilen. Auf der einen Seite steht der Typus der *sicheren Bindung*, dem ein aktives Umwelt-Explorationsverhalten korrespondiert, weil sich der Säugling intuitiv auf seine Bezugspersonen verlassen kann. Auf der anderen Seite stehen die verschiedenen Formen des *unsicheren Bindungsverhaltens*, die die Explorationstätigkeit der Kleinkinder in spezifischer Weise – entweder durch Vermeiden oder durch unausgeglichene ambivalente Gefühlsirritationen – einschränken. Sozialisationstheoretisch interessant ist insbesondere die These, daß die frühen Bindungsmuster nur einen relativen Vorhersagewert für den weiteren Entwicklungsverlauf und die Bindungsrepräsentationen von Jugendlichen und Erwachsenen haben, weil die Bindungsorganisation nicht nach dem Muster einer frühen Prägung ein für allemal festgelegt, sondern in den Interaktionen mit wechselnden Bezugspersonen in spezifischer Weise modifiziert wird (Zimmermann; Becker-Stoll u.a. 2000, Spangler; Grossmann u.a. 2000).

6. Sozialisationstheoretisches Denken

Begreift man das moderne sozialisationstheoretische Denken als zeitgemäße Antwort auf die Frage nach dem Menschen vor dem Hintergrund der biographischen Erfahrung gesellschaftlicher Verstrickung und die Sozialisationstheorie als wissenschaftliche Reflexionsform vergesellschafteter Individuen, dann erscheinen die einzelnen Theorieansätze als kontextgebundene Versuche, das problematisch gewordene Verhältnis von individueller Freiheit und sozialer Ordnung in bezug auf die Ontogenese zu bearbeiten.

So gesehen, bieten die unterschiedlichen Sozialisationskonzepte zwar eigenständige, aber grundsätzlich gleichberechtigte Erklärungen, so daß die *Sozialisationstheorie* in ihrer Realisierung historisch betrachtet nur im Plural sinnvoll erscheint. Damit aber stellt sich die Frage nach der Gültigkeit der einzelnen Konzepte. Angesichts der Diffusion des Sozialisationskonzepts in den Achtziger- und Neunzigerjahren läßt sich sogar fragen, ob die dichotomen Grundunterscheidungen von Individuum und Gesellschaft überhaupt noch geeignet sind, um das Sozialisationsgeschehen in global entgrenzten, sozio-kulturell entkernten Umwelten zu begreifen. Möglicherweise lassen sich die aktuellen Versuche, die sozialisationstheoretische Diskussion unter konstruktivistischen Prämissen zu beleben, aber auch als Belege dafür interpretieren, daß die Frage, wie individuelle Autonomie und soziale Handlungsfähigkeit entstehen und gesichert werden, keinesfalls obsolet ist. Hier liegen auch in Zukunft die Herausforderungen des sozialisationstheoretischen Denkens.

7. Literatur

- Ainsworth, Mary D. S.: *Attachment as related to Mother-Infant Interaction*. In: Rosenblatt, Jay S.; Hinde, Robert A.; Beer, Colin and Busnel, Marie-Claire (ed.): *Advances in the Study of Behavior* (Vol. 9). New York; San Francisco; London: Academic Press, 1979; S. 1 - 51.
- Bandura, Albert: *Lernen am Modell*. Stuttgart: Klett Verlag, 1976.
- Baumgart, Franzjörg (Hg.): *Theorien der Sozialisation*. Bad Heilbrunn/Obb.: Klinkhardt, 1997.
- Beck, Ulrich und Beck-Gernsheim, Elisabeth (Hg.): *Riskante Freiheiten*. Frankfurt/M.: Suhrkamp, 1994.
- Bowlby, John: *Bindung: Eine Analyse der Mutter-Kind-Beziehung* (1969). München: Kindler, 1975.
- Bowlby, John: *Trennung: Psychische Schäden als Folge der Trennung von Mutter und Kind* (1969). München: Kindler, 1976.
- Bronfenbrenner, Urie: *Ökologische Sozialisationsforschung*. Stuttgart: Klett, 1976.
- Dornes, Martin: *Bindungstheorie und Psychoanalyse*. In: *Psyche. Zeitschrift für Psychoanalyse und ihre Anwendungen*, Jg. 52.; Stuttgart: Klett-Cotta, 1998; S. 299 – 348.
- Durkheim, Emile: *Über die Teilung der sozialen Arbeit* (1893). Frankfurt/M.: Suhrkamp, 1977.
- Durkheim, Emile: *Erziehung, Moral und Gesellschaft* (1902/1903). Frankfurt/M.: Suhrkamp, 1984.
- Erikson, Eric Homburger: *Childhood and Society*. New York: Norton and Company, 1950.
- Faulstich-Wieland, Hannelore: *Individuum und Gesellschaft. Sozialisationstheorien und Sozialisationsforschung*. München; Wien: Oldenbourg, 2000.
- Fend, Helmut: *Entwicklungspsychologie des Jugendalters. Ein Lehrbuch für pädagogische und psychologische Berufe*. Opladen: Leske und Budrich, 2000.
- Freud, Anna: *Das Ich und die Abwehrmechanismen* (1936). Frankfurt/M.: Fischer, 1984.
- Freud, Sigmund: *Die »kulturelle« Sexualmoral und die moderne Nervosität* (1908). In: ders.: *Gesammelte Werke, Bd. VII*. Frankfurt/M.: S. Fischer Verlag, 1966⁴.
- Freud, Sigmund: *Das Ich und das Es* (1923). In: ders.: *Gesammelte Werke, Bd. XIII*. Frankfurt/M.: S. Fischer Verlag, 1969⁶.
- Fromm, Erich: *Die psychoanalytische Charakterologie und ihre Bedeutung für die Sozialpsychologie*. In: *Zeitschrift für Sozialforschung*, Jg. 1. Leipzig: Verlag C. L. Hirschfeld, 1932; München: Deutscher Taschenbuch Verlag, 1980; S. 253 - 277.
- Fromm, Erich: *Die Furcht vor der Freiheit* (1941). München: Deutscher Taschenbuch Verlag, 1991².
- Gehlen, Arnold: *Der Mensch – Seine Natur und seine Stellung in der Welt* (1940). Bonn: Athenäum Verlag, 1950⁴.
- Geulen, Dieter: *Das vergesellschaftete Subjekt*. Frankfurt/M.: Suhrkamp, 1977.

- Geulen, Dieter: *Die historische Entwicklung sozialisationstheoretischer Paradigmen*. In: Hurrelmann, Klaus und Ulich, Dieter: *Handbuch der Sozialisationsforschung*. Weinheim; Basel: Beltz, 1980; S. 15 - 49.
- Geulen, Dieter: *Die historische Entwicklung sozialisationstheoretischer Ansätze*. In: Hurrelmann, Klaus und Ulich, Dieter: *Neues Handbuch der Sozialisationsforschung*. Weinheim; Basel: Beltz, 1991⁴; S. 21 - 54.
- Geulen, Dieter und Hurrelmann, Klaus: *Zur Programmatik einer umfassenden Sozialisationstheorie*. In: Hurrelmann, Klaus und Ulich, Dieter (Hg.): *Handbuch der Sozialisationsforschung*. Weinheim; Basel: Beltz, 1980. S. 51 - 68.
- Goffman, Erving: *Wir alle spielen Theater* (1959). München: Piper 1969.
- Gouldner, Alvin W.: *Reziprozität und Autonomie in der funktionalen Theorie* (1959). In: Hartmann, Heinz (Hg.): *Moderne amerikanische Soziologie*. München: Deutscher Taschenbuch Verlag, 1973²; S. 371 – 393.
- Habermas, Jürgen: *Moralentwicklung und Ich-Identität* (1974). In: ders.: *Zur Rekonstruktion des Historischen Materialismus*. Frankfurt/M.: Suhrkamp, 1976; S. 63 - 91.
- Habermas, Jürgen: *Theorie des kommunikativen Handelns* (2 Bde.). Frankfurt/M.: Suhrkamp, 1981.
- Hobbes, Thomas: *Leviathan* (1651). Frankfurt/M.; Berlin; Wien: Ullstein Verlag, 1976.
- Hitzler, Ronald und Honer, Anne: *Bastellexistenz. Über subjektive Konsequenzen der Individualisierung*. In: Beck, Ulrich und Beck-Gernsheim, Elisabeth (Hg.): *Riskante Freiheiten*. Frankfurt/M.: Suhrkamp, 1994; S. 307 - 315.
- Horkheimer, Max: *Die gegenwärtige Lage der Sozialphilosophie und die Aufgaben eines Instituts für Sozialforschung* (1931). In: ders.: *Sozialphilosophische Studien*. Frankfurt/M.: Fischer Taschenbuch Verlag, 1981²; S. 33 - 46.
- Hurrelmann, Klaus: *Einführung in die Sozialisationstheorie; Über den Zusammenhang von Sozialstruktur und Persönlichkeit*. Weinheim; Basel: Beltz, 2001⁷.
- Kohlberg, Lawrence: *Moralische Entwicklung* (1968). In: ders.: *Die Psychologie der Moralentwicklung*. Frankfurt/M.: Suhrkamp, 1996; S. 7 - 40.
- Leontjew, Alexejew N.: *Zur Theorie der psychischen Entwicklung des Kindes* (1945). In: ders.: *Probleme der Entwicklung des Psychischen*. Frankfurt/M.: Fischer Taschenbuch Verlag, 1973; S. 398 - 420.
- Litt, Theodor: *Eine Neugestaltung der Pädagogik* (1918). In: ders.: *Pädagogik und Kultur. Kleine pädagogische Schriften 1918 -1926 (hg. von Friedhelm Nicolin)*. Bad Heilbrunn: Julius Klinkhardt, 1965.
- Lorenzer, Alfred: *Zur Begründung einer materialistischen Sozialisationstheorie*. Frankfurt/M.: Suhrkamp, 1972.
- Luhmann, Niklas: *Soziale Systeme*. Frankfurt/M.: Suhrkamp, 1987.
- Mannheim, Karl: *Über die Eigenart kultursoziologischer Erkenntnis* (1922). In: Kettler, David; Meja, Volker und Stehr, Nico (Hg.): *Mannheim, Karl: Strukturen des Denkens*. Frankfurt/M.: Suhrkamp, 1980; S. 33 - 154.
- Marx, Karl: *Thesen über Feuerbach* (1845). In: Marx, Karl und Engels, Friedrich: *Werke, Bd. 3*. Berlin: Dietz Verlag, 1983.
- Marx, Karl: *Lohnarbeit und Kapital* (1849). In: Marx, Karl und Engels, Friedrich: *Werke, Bd. 6*. Berlin: Dietz Verlag, 1970; S. 397 - 423.
- Mead, George Herbert: *Die soziale Identität* (1913). In: Joas, Hans (Hg.): *George Herbert Mead – Gesammelte Aufsätze (Bd. 1)*. Frankfurt/M.: Suhrkamp, 1987; S. 83 - 148.
- Mead, George Herbert: *Mind, Self and Society* (1934). Chicago: University Press, 1965. Siehe auch: *Geist, Identität und Gesellschaft* (1934). Frankfurt/M.: Suhrkamp, 1973.
- Müller, Knut: *Grundlagen der Bindungstheorie*. In: Psychoanalyse. Texte zur Sozialforschung, Jg.5. Pappst-Verlag, (erscheint im August 2001).

- Parsons, Talcott: *The structure of Social Action* (1937). New York: Free Press, 1949.
- Parsons, Talcott: *Sozialstruktur und Persönlichkeit* (1964). Frankfurt/M.: Fachbuchhandlung für Psychologie / Verlagsabteilung, 1977.
- Piaget, Jean: *Das Weltbild des Kindes* (1926). Frankfurt/M.; Berlin; Wien: Verlag Ullstein, 1980.
- Piaget, Jean: *Das moralische Urteil beim Kinde* (1932). München: Deutscher Taschenbuch Verlag, 1986².
- Piaget, Jean: *Meine Theorie der geistigen Entwicklung* (1970). Frankfurt/M.: Fischer Taschenbuch Verlag, 1983.
- Rose, Arnold (Hg.): *Human behavior and social processes*. Boston: H. Mifflin, 1962.
- Schneewind, Klaus A. (Hg.): *Psychologie der Erziehung und Sozialisation*. Göttingen; Bern; Toronto; Seattle: Hogrefe Verlag für Psychologie, 1994.
- Schulze, Gerhard: *Die Erlebnisgesellschaft: Kulturosoziologie der Gegenwart*. Frankfurt/M.; New York: Campus Verlag, 1992.
- Selman, Robert L.: *Die Entwicklung des sozialen Verstehens. Entwicklungspsychologische und klinische Untersuchungen*. Frankfurt/M.: Suhrkamp, 1984.
- Simmel, Georg: *Die Ausdehnung der Gruppe und die Ausbildung der Individualität (1888)*. In: Dahme, Heinz-Jürgen und Rammstedt, Otthein (Hg.): *Georg Simmel: Schriften zur Soziologie*. Frankfurt/M.: Suhrkamp, 1983.
- Simmel, Georg: *Die Arbeitsteilung als Ursache für das Auseinandertreten der subjektiven und objektiven Kultu. (1900)*. In: Dahme, Heinz-Jürgen und Rammstedt, Otthein (Hg.): *Georg Simmel: Schriften zur Soziologie*. Frankfurt/M.: Suhrkamp, 1983.
- Simmel, Georg: *Soziologie – Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung* (1908). Leipzig: Duncker & Humblot, 1908.
- Skinner, Burrhus F.: *The Behavior of Organism: An Experimental Analysis*. New York: Appleton-Century-Crofts, 1938.
- Spangler, Gottfried; Grossmann, Karin; Grossmann, Klaus E. und Fremmer-Bombik, Elisabeth: *Individuelle und soziale Grundlagen von Bindungssicherheit und Bindungsdesorganisation*. In: *Psychologie in Erziehung und Unterricht*. München; Basel: Ernst Reinhardt Verlag, 2000; S. 203 - 220.
- Spangler, Gottfried und Zimmermann, Peter (Hg.): *Die Bindungstheorie, Grundlagen, Forschung und Anwendung*. Stuttgart: Klett-Cotta, 1995.
- Tillmann, Klaus-Jürgen: *Sozialisierungstheorien: Eine Einführung in den Zusammenhang von Gesellschaft, Institution und Subjektwerdung*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt, 1989.
- Veith, Hermann: *Überlegungen zur Theorie und Geschichte der Sozialisierungstheorie*. In: *Zeitschrift für Sozialisierungsforschung und Erziehungssoziologie*, 15. Jg. Weinheim: Juventa, 1995; S. 194 - 207.
- Veith, Hermann: *Theorien der Sozialisation. Zur Rekonstruktion des modernen sozialisierungstheoretischen Denkens*. Frankfurt/M.: New York: Campus, 1996.
- Veith, Hermann: *Das Selbstverständnis des modernen Menschen. Theorien des vergesellschafteten Individuums im 20. Jahrhundert*. Frankfurt/M.; New York: Campus, 2001.
- Walter, Heinz (Hg.): *Sozialisierungsforschung (3.Bde)*. Stuttgart: Frommann-Holzboog Verlag, 1973.
- Watson, John Broadus: *Behaviorismus* (1930). In: Graumann, Carl Friedrich (Hg.): *John B. Watson: Behaviorismus*. Köln: Verlag Kiepenheuer und Witsch, 1968.
- Wygotski, Lew S.: *Denken und Sprechen* (1934). Frankfurt/M.: Fischer Taschenbuch Verlag, 1986.
- Zimmermann, Peter: *Grundwissen Sozialisation. Einführung zur Sozialisation im Kindes- und Jugendalter*. Opladen: Leske und Budrich, 2000.
- Zimmermann, Peter; Becker-Stoll, Fabienne; Grossmann, Karin; Grossmann, Klaus E.; Scheuerer-Engelisch, Hermann und Wartner, Ulrike: *Längsschnittliche Bindungsentwicklung von der frühen Kindheit bis zum Jugendalter*. In: *Psychologie in Erziehung und Unterricht*. München; Basel: Ernst Reinhardt Verlag, 2000; S. 99 - 117.

PD Dr. Hermann Veith
Habelschwerdter Allee 45
Fachbereich Erziehungswissenschaft und Psychologie
Freie Universität Berlin
drveith@zedat.fu-berlin.de